

Offizier-Etat,

Gesaltzettel Kriegsminister, wird fortgesetzt.
Inzwischen noch zwei Resolutionen

Es sind inzwischen noch zwei Resolutionen eingebracht, eine Resolution Grober (3.) betreffend die Erhöhung der Bezüge der Gemeinen, gleichzeitig mit der Verbesserung der dienlichen Bezüge der Offiziere, unteroffizirte und Militärbesamten. Außerdem eine Resolution Wlas betr. Reform des gesamten Militärfachrechts, des Besoldungsbereichs und des Ehrengerichtverhaltens.

Abg. Mugan (Hr. Vpt.): Fürst Biskops sprach, als er den Wünschen etwas entgegenkommen zu wollen erklärte, auch von Ersparnissen. Nun läßt sich ja bei Kolonien, Marine, Militär schwer sparen. Gewisse Ausgaben werden da immer werden müssen. Um so mehr müssen wir nach kleinen Mitteln, um zu sparen, suchen. Und da meinen wir, es ließe sich wohl etwas sparen an der Kavallerie. Diese Kavalleriefrage sollte doch nicht so von oben herab, wie gefleht, von der Militärverwaltung behandelt werden. Die historischen Rückschlüsse auf die Militärfrage, die uns geitern der Abg. Bebel gab, werden wohl niemanden überzeugen haben. Herr Bebel jagte unserer Armee nach, sie solle eventuell auch gegen unsere Arbeiter Verwendung finden. Nun, Herr Bebel, gerade in der Schweiz findet die Militär-taschlich auch aus Anlaß von Arbeitskämpfen Verwendung. Ob bei uns einjährige Dienstzeit eingeführt werden kann, ist wohl jetzt noch fraglich. Wichtig ist, daß der Zug der Zeit, auch nach Ansicht meiner Freunde, auf Verringerung der Dienstzeit geht. Bedauerlich ist die Herauslösung einer Offizierskaste, vernehmlich die Zurückweisung von jüdischen Einwürgern, die sich zum Reserveoffizier qualifizieren. Eine Ergänzung des Boiles in zwei Teile sollte unterbleiben. Es sollte bei der Beförderung nur auf die Tüchtigkeit gesehen werden. Da diesem Grundsatz, der schon vor 100 Jahren in der Armee galt und das Vaterland weiterverwahren half, sollte auch heute noch festgehalten werden! (Beifall.)

Mag. v. Liebert (Rp.) weist auf die Milliarden hin, die von Militär und Marine kosteten. Da sei es allerdings nöthwendig, nach Möglichkeit zu sparen. Nach Möglichkeit habe die Budgetcommission denn auch getan. Die Frage der zweijährigen Dienstzeit für Kavallerie und reisende Artillerie ist nach die geistige glänzende Rede des bayerischen Militärdeputierten wohl genügend erledigt. Die Frage der Kavalleriebrücken gehört nicht vor dieses Forum. Weiter werden sich Feinde gegen den Beibehalten Milizgedanken und bemerkt dann: Ich Ihre Presse nicht in den Knechten zugelassen wird, da Sie nicht wundern, Herr Bebel! Eine Partei, die beim Rad der des Präsidenten für den ermordeten Träger einer besondern Dynastie den Saal verläßt, hat sich losgerißt von den Gassen, die unser Volk besetzen.

Hr. Wg. Liebermann v. Sonnenberg (Ant.) erkenn-
te die Nothwendigkeit weißer Sparsamkeit an. Aber finanzielle An-
sprüche dürften nicht vorgenommen werden, denn technisch müßte
man auf der Höhe bleiben. Deshalb wünsche er auch Wieder-
herstellung der von der Kommission getrichtenen Forderung
für den Aggregatenfonds. In der Resolution der Kommission
wegen der zweijährigen Dienzeit für Kavallerie und reitende
Artillerie bemerkt er: Trotz der adulatorischen geschätzten Ein-
schätzung der Resolution durch den Wg. Häusler lehnten er und
seine Freunde diese Resolution ab. Die Gründe Häuslers seien
durch General von Gebiattel auf das triftigste widerlegt worden.

Wg. Schrader (Hf. Ver.): Was gesagt werden konnte ist gesagt. Es wäre jetzt erstste Aufgabe für unsere Militärverwaltung, nachzudenken, ob es so weiter gehen kann, ob nicht werden müssen und zwar große Einsparnisse. Schrader beipflichtet Hölle. Ich nenne ihn mit höchst Oberg, weil es rechtskräftiges Erkenntnis noch nicht vorliegt, es steht ja jetzt das höchste Erkenntnis im Ausstich. Ehrengerichtsverordnung nur durch Armeebefehl zu erlassen, das halte ich für sehr bedenklich. Auch in Offizierskreisen wird das nicht gerade freudig angesehen; das Militärkabinett genießt nicht das Vertrauen, das es dazu haben müßte. Das geht nicht bloß die Offiziere an, sondern auch die bürgerlichen Kreise. Den Ehrengerichten unterstehen auch die Offiziere des Beurlaubtenstandes; die weite Verbreitung des Duells in unseren bürgerlichen Kreisen ist dadurch zu führen. Der Hölle zeigt uns, daß so manches unserer militärischen Weisen den Anforderungen des Verfassungsgesetzes nicht entspricht. Das alte Bauwerk aus dem Reich

des absoluten Staates muß getragen werden. Eddle hat uns Rängel in unserem Militärwesen aufgezeigt, die beseitigt werden müssen, ein Nebeneinander von einem unverantwortlichen und einem verantwortlichen Teil, der die Handlungen des unverantwortlichen Teils zumeist mit zu verteidigen hat. (Beifall links.)

Generalleutnant Sirtz v. Arnim: Bis auf den heutigen Tag respektieren die Vorschriften über die Ehrengerichte lediglich aus der Kommandogewalt des Kaisers, und ich kann mich auf eine Erörterung über diesen Punkt nicht einlassen. Gewiß kann ein Offizier in einem schweren Gewissenskonflikt kommen; aber die Stellung, die Herr Gable in seinem Konflikt genommen hat, ist für einen deutschen Offizier unmöglich, und das deutsche Offizierscorps duldet solche Herren nicht unter sich. Gewiß kann jeder auf sein Recht, sein altes Ehrenkleid weiter zu tragen verzichten, aber dann muß er es tun, ohne Maßnahmen gegen ihn eingeleitet sind, ehe er eine Stellung übernimmt, die ihn in einen Konflikt bringt, der ihn zwingt, den Hock auszuweichen. Redner geht dann auf die Entziehung des Militärkabinetts ein. Immer hat der Chef des Kabinetts eine erzeptionelle Stellung eingenommen, selbständigen Vortrag beim Könige gehabt. Das Militärkabinett solle keine Behörde nach außen sein, sondern nur ein Organ des Königs, das dessen Befehle an die zuständige Kommandobehörde weitergibt. Das Kabinett ist einer der festen Grundpfeiler des Heeres und damit des Staates, und ich kann nur davor warnen, diesen Grundpfeiler zu untergraben. Und der Kriegsminister, der heute die Hand bittet, müßte erst noch geboren werden. (Beifall.) In der Frage der Einjährigen-Erstellung schweben Verhandlungen über Abänderung der Prüfungsbestimmungen, aber eine gesetzliche Regelung kann nicht in Aussicht gestellt werden. Die Wahl der Reserveoffiziere liege in der Hand der Reserveoffiziere und daran solle nichts geändert werden. Von einer klassenmäßigen Abschichtung der Reserveoffiziere wisse er nichts. Das vieles für „keine Garnisonen“ spreche, lehnte er nicht und den bezüglichen Wünschen solle nach Möglichkeit Rechnung getragen werden. (Beifall rechts.)

Abg. Erzberger (B.): In Bezug auf die Frage des Militärabkommens und der Ehrengarantie sind dem Abg. Schröder doch manche Irrtümer unterlaufen. Ich glaube, wir werden die Rechte des Reichstages am besten wahren, wenn wir auch die Rechte der Krone ehren. (Beifall rechts.) Mit der Erhöhung der Bezüge der Offiziere werden wir zugleich auch die Gehaltssteuern der Gemeinden regeln müssen.

Hg. Eichhoff (Gr. Bpt.) erklärt sich aus finanziellen Rücksichten gegen die auf Erhöhung der Mannschaffslohnung gerichteten Resolutionen. Dringlicher sei zweifellos die Erhöhung der Bezüge der Unteroffiziere und Beamten.

der Bezüge der Unteroffiziere und Beamten.
Abg. K ö s t e (Soz.): Der Abg. v. Liebert hat unser gefirgtes Verhalten bei der Mitteilung über die Vorgänge in Lissa kritisiert. Nun, unsere Auffassung sollten Sie doch kennen. Wir verurteilen jede Art Mord, jede Art Gewalttat. Aber wenn Sie es billigen, daß auf das Volk geschossen wird, müssen Sie doch auch Verständnis dafür haben, daß ein unterdrücktes Volk auch nach der anderen Seite schießt. Also fordert dann die Reform des Reichsvertrags, das einen Klassencharakter habe, wie kein anderes Gesetz. Wir haben kein Volk, sondern eine Armee, bestehend aus zwei Klassen.
Hierauf erfolgt Vertagung. Morgen 1 Uhr: Fortsetzung.
Schluß 6½ Uhr.

Abgeordnetenhaus.

Berlin, 4. Februar.

Das Abgeordnetenhaus nahm heute zunächst verschiedene kleine Gesetzentwürfe an. Hieran schloß sich die Beratung des Gesetzentwurfes betr. die weitere Erschließung des staatlichen Besitzes der Steinkohlenfelder im Oberbergamtsbezirk Dortmund in Verbindung mit dem Antrage des Abg. Borrich (Zentr.), betr. die weitere Erschließung des staatlichen Besitzes an Steinkohlenfeldern im Oberbergamtsbezirk Breslau.

Der Handelsminister erklärte sich mit der Tendenz des Antrages einverstanden, hält ihn aber nicht nötig. Die Vorlage geht schließlich mit dem Antrag an Budget-Kommission.

Dann folgt die zweite Beratung des Vergetats.

Quehl (konf.) tritt für ein Stohlen-Ausfuhrverbot ein, was das einzige Mittel sei, eine

Stabilität der Rohlenpreise

herbeizuführen. Die Genossenschaften verdienten größeres Entgegenkommen, jedenfalls müßten Mittel und Wege gefunden werden, um der Nothnot zu steuern.

Minister Delbrück betont, daß er sich pflichtgemäß die Tür nach dem Ausland offen halten müsse, damit er im Falle eines Ueberschusses Kohlen hinwerfen könne, wohin er wolle. Die großen Firmen hätten ihre Stellung auf Grund volkswirtschaftlicher Tatsachen, nicht durch staatliche Begünstigung. Viele Abnehmer verlangten übrigens den Zwischenhandel und wollten mit dem Fiskus nicht arbeiten. Die Verwaltung sei bemüht, möglichst mit den Selbstverbrauchern in Verbindung zu treten. Es sei nicht immer möglich, alle Wünsche zu befriedigen. Die Genossenschaften fordere er gern.

Bruft (Zentr.) erklärt, ein Mittel zur Vinderung des
Kohlennot sei eine Steigerung der Produktion.

Minister Delbrück sagt, die Verwaltung habe gegen das Schmieren der Steiger durch die Vergarbeiter fest zugegriffen und die Gerichte angerufen.

Morgen 11 Uhr: Weiterberatung. — Schluß 4 Uhr.



* Wiesbaden, 5. Februar 1908

* Handelsregister. Die in das Handelsregister eingetragene Firma „Wilhelm Bilchoff“ mit dem Sitze in Wiesbaden ist in eine offene Handelsgesellschaft mit den persönlich haftenden Gesellschaftern Händlerebesitzer Wilhelm Bilchoff jr. und Händlerebesitzer Karl Bilchoff, beide in Wiesbaden, übergegangen. Die Gesellschaft hat am 1. Januar 1908 begonnen.

* **Fremdenfrequenz.** Die Gesamtfrequenz beträgt bis 1. Januar 1908 insgesamt 8754 Personen, darunter 4670 Personen zu längerem und 4084 Personen zu längerem Aufenthalte.

* Der Großherzog und die Journalisten. Auf dem parlamentarischen Abend in Darmstadt unterhielt sich der Großherzog auf längere Zeit mit den Vertretern der Zeitungen. Der Großherzog machte dabei nach dem „M. L.“ u. a. folgende Bemerkungen: Wenn Sie etwas wissen wollen, was mich Fragen meines Hofes betrifft, gehen Sie immer an die erste Stelle. Ich habe meinem Hofmarschall strenge Anweisungen gegeben, Ihnen, wenn Sie sich direkt an ihn wenden, auf jede Frage rückhaltlos richtige und ausführliche Auskunft zu geben. Sie werden stets am besten und schnellsten unterrichtet sein, wenn Sie sich direkt an die erste Stelle wenden, die überhaupt die beste Quelle für Sie sein sollte. Wenden Sie niemals an Leuten, dabei kommt nie etwas Geheimes heraus und wenn der Dener wirklich einmal ablehnen sollte, Sie zu Hofmarschall oder dem Adjutanten zu melden, so gehen Sie unter Berufung auf mich einfach an ihn vorbei direkt zu Hofmarschall und stellen dem das vor.“ (Es wäre zu wünschen, daß auch anderwärts die Bedeutung, schwere Stand und die der Allgemeinheit dienenden Ziele der Presse in gleich vornehmer und richtiger Weise erkannt und gewürdigt würden. In mancher „Stelle“ (Behörden etc.) bei manchem „Hofmarschall“ herrscht über den Verkehr der Journalisten und über den Wert der Presse eine ganz andere Meinung, als wie sie der Großherzog von Hessen hier klar präzisiert hat.)

Berlin. Bankdiskont 6⁰/₀, Lombardzinsfuß 7⁰/₀, Privatdiskont 4¹/₂⁰/₀

[illegible]



Nr. 31

Donnerstag, den 6. Februar 1908.

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Uriula Zöge von Manteuffel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mit dem rechten Arm hielt er sie umfaßt und küßte die heißen Augen, in denen keine Träne perlte. Dies war ihm störend und beunruhigte ihn. Sie pflegte sonst beim Abschied, in Tränen aufgelöst, an seinem Hals zu hängen und ihr haltloser Schmerz hatte ihm dann ein gewisses Recht gegeben, sie zu schelten und Fassung zu heischen.

„Du hättest doch mitkommen sollen“ — sagte er — „es wird hier jetzt wirklich alle Tage kälter und unwirtlicher.“

„Das ist mir gleichgültig.“

„Weshalb ladest Du Dir nicht Deine Schwestern ein?“ — fuhr er fort, immer noch unbehaglich auf sie herabschauend — denn wie die Schuld eines bösen Gewissens drückte ihn die Tatsache, daß er der Sonne entgegenstele, während dies zarte Geschöpf hier einsam in Winterturm und Dunkelheit zurückblieb. Er pflegte sie sonst im Frühling zu besuchen und im Sommer zu verlassen, wenn rings ums Schloß die Kornfelder wogten und die Sonne auf den alten Mauern glänzte.

„Meine Schwestern sind jetzt vor Weihnachten sehr beschäftigt. Sie könnten schwerlich kommen — und die Reise ist so weit.“

„Frage wenigstens an. Oder reise selbst zum Weihnachtsfest nach Marmel.“

„Ich werde sehen.“

„Leb' wohl, Flore, und mache mir den Abschied nicht schwer durch diese Gelassenheit. Meine doch lieber, wie sonst, und überhäufe mich mit Vorwürfen.“

Sie lächelte matt.

„Ich werde eben das Abschiednehmen mit der Zeit gewöhnt, und lerne es immer besser, mich ins Unabänderliche zu fügen. Sei's zufrieden!“

„Ach — also doch ein versteckter, bitterer Vorwurf!“

„Nein, gewiß nicht. Wen soll ich denn anklagen? — Dich? Niemals! — Das Leben, die Verhältnisse? — Das hieße Gottes Fügungen anklagen — und ich habe ihn nicht um Rat gefragt, als ich meinem Herzen folgte. Ich fürchte, Vorwürfe würden einzig auf mich selbst zurückfallen. Leb' wohl, Eberhard, und gedenke manchmal meiner und Deines Knaben!“

Er war gegangen und so wurde es nun wieder wie zuvor, still, einsam, eintönig. Auch war der Winter dem scheidenden Herbst gefolgt, die lange, alte Kastanienallee, längst ihres gelben Blätterkleides beraubt, stand kahl und schwarz, und vor dem Hause staken alle die zu überwinternenden zarteren Sträucher und Sträucher in schützenden, braunen Hüllen. Schneeflocken wirbelten durch die Luft und Rottfäulen und Aunern kamen zutraulich an die Fenster, wo ihnen Futter gestreut war.

Wenn Flore eine längere Tour in den Wald unternehmen wollte, fuhr sie mit dem Pony, Harry neben sich. Daffobil wurde in der Reitbahn bewegt, der Engländer war in die Residenz gebracht worden, auf besondere Ordre des Grafen.

Frankelein von Lindenbach gähnte viel. Sie führte in der Tat ein langweiliges Leben. Solange der Herr im Hause

war, gab es für sie der Aufregungen viel — das stete Beobachten, welches ihr zur zweiten Natur geworden, hatte einen gewissen Reiz, die Vorsicht, mit der es betrieben werden mußte, gewährte prickelnde Spannung. Jetzt war das wieder vorbei. Die junge Gräfin lebte hin, einen Tag wie den andern, sie war gefakter und ruhiger wie nach früheren Trennungen, sie gab sich nicht mehr widerstandslos jenem unruhigen Sehnen hin, welches sie sonst völlig beherrschte, sie ging gleich vom ersten Tage an ihren Pflichten nach und der Abend fand sie nicht müdig am Kamin mit einer Phantasiearbeit auf den Anteen, sondern meist noch emsig dabei, für die am Weihnachtsfest angemeldeten Armen zu arbeiten. Es hat Eile damit, denn es war so Vieles liegen geblieben oder, weil von ihr nicht genügend beaufsichtigt, ungenügend ausgeführt.

Sie hatte das alles schon früher immer selbst angeordnet und sich um die Bewohner des fernab vom Schloß liegenden Dorfes gekümmert — wie sie denn auch mit der Verwaltung des Gutes ziemlich vertraut geworden war in diesen fünf Jahren. Aber wie hatte sie das alles getan! —

Mit halber Seele widerwillig, immer mit jenem Gefühl der Verlassenheit kämpfend, immer nur erfüllt von ihrer Leidenschaft für Einen, der — keine Zeit hatte für ein gemeinsames Leben! — Unter dem Bann und Reizen dieser Wechsel von berauschendem Glück zu trostloser Sehnsucht hatte jeder ihrer Tage gestanden. Jetzt fühlte sie zum erstenmal, daß sie mit Interesse bei den Vorbereitungen zum Fest war, und die ersten Tränen, welche sie nach dem Abschied von ihrem Gatten vergoß, galten nicht ihm, sondern dem Tode eines ihrer kleinen Schützlinge im Dorf, welcher gestorben war, während sie ihm ein Köckchen nähte. So wenig hatte sie sich in diesen letzten Wochen um das Wohl und Wehe der Wesseler Bevölkerung kümmern können, daß sie nicht erfahren hatte von dem Siechtum dieses Kindes. Graf Eberhard liebte es nicht, wenn sie ihm zumutete, Anteil zu nehmen an diesen, so tief unter seiner Beachtung stehenden Dingen. Solange der hohe Herr Schloß Wessel mit seinem Besuch beehrte, wagten sich auch Wittjeller nicht heran. Erst wenn er wieder fort war, atmete alles, was da im Schatten wuchs und darbt, gleichsam erleichtert auf. Sie durften sich nun schon wieder heran machen. Die sanfte Herrin wies niemand ab.

So verwarf sie auch den Gedanken, zum Weihnachtsfest mit Harry in ihre alte Heimat, fern in Brezken gelegen, zu reisen. Das wäre für so viele hier eine bittere Enttäuschung gewesen. Zu der Weihnachtsbescherung im großen Saal gehörte die liebliche Gestalt der Schloßfrau und sie hatte die Empfindung, als habe auch sie diesmal all denen, die dazu geladen waren, mehr zu sagen wie sonst. Die Jhrigen werden sie zu Hause auch garnicht erwarten — denn müssen sie nicht annehmen, ihre Flore verleihe das Fest in glücklichem Verle mit Gatten und Kind? — Ihnen zu gestehen, daß das nicht ist, daß sie schon wieder allein unter dem geschmückten Baume stehen wird, daß er so schnell geschieden wie er gekommen war,

das fiel ihr zu schwer. Sie verschob von Tag zu Tag, bis es Zeit war, die kleine Kiste zu packen, darinnen sie die selbstgearbeiteten Geschenke nach Marmelhaus schickte.

Während sie diese Sachen einpackte, überkam sie — zum erstenmal seit ihrer Ehe, eine heiß aufwallende Sehnsucht nach ihrer Mädchenzeit, nach der sonnigen Heimat, nach den Wiesen, die sich hinter dem alten Hause zum Bache herabzogen, nach den schlecht gepflasterten Gassen der kleinen Garnisonsstadt, ja nach dem Gellapper der Pferdehufe zur Mittagszeit, wenn das Regiment einrückte und der Vater heiß und staubig vom Dienst, in den steinernen Hausflur trat und den Säbel abschnallte!

Sie hielt mitten im Baden all der in Seidenpapier gefüllten Liebesgaben inne und blickte wie verwundert, traumverloren aus dem Fenster. Wie kam das nur so über sie? — Woher kam ihr plötzlich diese schmerzliche süße Erinnerung an Zeiten, die so weit hinter ihr zu liegen schienen, an Orte und Dinge, die sie achlos, blindlings eingetauscht hatte gegen ihr jetziges Leben? — Noch nie, weder im großen Glück, noch im tiefen Schmerz, hatte sie sich zurückgelehnt in jene „inhaltlose Zeit“, die da gewesen war, bevor „sie ihn gesehen“. So sehr hatte er all ihr Leben, all ihr Denken ausgefüllt, so sehr hatte sie sich in den Zeiten des Alleinseins nur nach ihm in Sehnsucht verzehrt, daß kein Raum blieb im Herzen für irgend ein anderes Verlangen. Sie hatte ihre Heimat, sie hatte die Thüren vor zwei Jahren besucht, um ihnen Harry zu zeigen, den ihre Eltern bei seiner Taufe zuletzt gesehen hatten. Damals waren dieselben zum ersten und letzten Male in Wessel gewesen. Graf Eberhard war von hinreißender Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit gegen die Gäste gewesen, hatte Flore selbst noch keine Sorge, der goldene Traum könne je durch dunkle Bilder unterbrochen werden. Und als das dann geschah — nur fester klammerte sich ihr Herz an das Ideal ihres Lebens.

Harry kam ins Zimmer getrippelt und sah erst die halb gepackte Kiste, dann seine Mama neugierig an. Er witterte jetzt schon überall „Weihnachten“. Hier in diesem kleinen Cabinet sah es bereits für sein Kinderherz sehr geheimnisvoll aus.

„Was ist das, Mama?“ — frag er — „darf Harry sehen?“

Sie wandte sich vom Fenster und kam an den Tisch.

„Du darfst sehen, das sind die Sachen für Großpapa und die Großmama.“

Dabei fiel es ihr plötzlich schwer aufs Herz, daß sie ihrem Knaben so selten von diesen Großeltern erzählt hatte. Von seiner Reise in die Heimat konnte er keine Erinnerung mehr haben.

Harry starrte die Pakete nachdenklich an.

„Wo ist Großpapa?“ frag er plötzlich.

„Wo es wunderschön ist!“ versetzte sie enthusiastisch.

„Im Himmel?“ frag er schnell und faltete dabei artig die Hände.

Dies Wort betäubte sie sehr. Wenn es wahr gewesen wäre, was hätte sie dann verloren! Sie weiß es plötzlich ganz genau: das Beste aus ihrem Leben. Nicht das Schönste, nicht das Feuerste, nicht das Süßeste — aber das Beste.

Diese plötzliche Erkenntnis erfüllte sie wieder mit Verwunderung. Das Kind sah sie immer noch erwartungsvoll an. Er hoffte auf nähere Erklärungen inbetreff dieses großväterlichen Himmels. Flore sah auf den am Fenster stehenden einfachen Schreibtisch — ihr einstiger Mädchenschreibtisch, der so viele Erinnerungen barg, die ihr alle so lange gleichgültig gewesen waren! — Sie suchte nach dem Schlüssel — und sie mußte ziemlich lange suchen, er fand sich endlich im kleinen Salon, in einem Fach ihres dort stehenden prunkhaften Schreibtisches — dort hatte sie ihn einst eingeschlossen.

Jetzt öffnete sie damit den kleinen Tisch und kramte in ihm, bis sie ein buntes Bildchen fand, welches in kunstloser Aquarellmalerei die Front eines alten Hauses zeigte — eines vornehmen alten Hauses, ob es auch nur in einer engen Gasse stand. Durch allerlei Verzierungen, steinerne Engelsköpfe über den Fenstern, zwei vorspringende schmale Erker und ein hohes, kunstvoll ausgebautes Ziegeldach unterschied es sich wesentlich von seinen Nachbarn, welche die Alltagsgesichter echter Kleinstadtbauten trugen. Das Haus hatte außerdem einen, von einem Schilderhäuschen flankierten, gewölbten Torweg, durch welchen man in einen kleinen Innenhof sah, dessen Mauern, wie es schien, ganz mit blühenden Rosen bewachsen waren. Aus diesem Hof sah man durch ein zweites Tor in eine grüne Ebene. Das Haus stand dicht an der Stadtmauer — es mochte in früheren Zeiten das Wohnhaus eines größten Stadigutes gewesen sein.

Harry ließ sich alles erklären. Er war voll Eifer. Er wollte sogleich mit der Eisenbahn zum Großpapa fahren und war sehr bekümmert, als sie ihm sagte, das sei nicht möglich.

Die Weihnachtsliste wurde gepackt und abgepackt. Auch ein Brief an Eltern und Schwestern ward geschrieben. Sie ahnte selbst nicht, wie viel von ihrer momentanen Stimmung in diesem Brief überging.

Beim Einblick in den alten Tisch war ihr auch ihr einstiges Tagebuch in die Hände gekommen und sie hatte es halb zögernd, halb neugierig geöffnet und in die Blätter hineingeblickt. Je länger sie darin blätterte, desto stärker wurde der Wunsch, sich noch einmal hinein zu versetzen in die für immer vergangenen Zeiten — und sie nahm das dicke Buch mit in den Salon.

Als die Lindenbach erschien und sich mit ihrer Arbeit bescheidentlich hinstellte, sah sie sogleich, daß ihre Herrin nicht mehr so ruhig war, wie bisher. Auch stand der große Korb mit den Armsesseln noch zugebedt auf seinem Platz. Statt dessen hielt sie ein Buch in der Hand, dessen beschriebene Seiten sie beim Umwenden fast liebevoll überstrich — eines jener in Samt gebundenen Bücher, in welche junge Mädchen der damaligen Zeit Gedichte abzuschreiben und ihre Erlebnisse zu verewigen pflegten.

„Sie werden mich heute eine langweilige Gesellschaft finden, Fräulein,“ sagte Flore, fast ein wenig verlegen lächelnd, „ich habe hier eine Lektüre — mein Mädchentagebuch — die mich ganz in Anspruch nimmt. Sollten Sie etwas Wichtigeres zu tun haben, wie diese Handarbeit, so nehmen Sie doch keine Rücksicht auf mich.“

Das war eine Entlassung — aber das Fräulein zog es vor, keinen Gebrauch davon zu machen.

„Ich hatte einige Briefe zu schreiben,“ sagte sie, „wenn die Gräfin also erlaubt, daß ich mich zurückziehe, sowie ich mit dieser Nacht hier fertig bin.“

„Bitte!“ sagte Flore gleichgültig. Sie hatte sich auf ihrem niedrigen Lieblingsstuhl vor den Kamin gesetzt. Die Füße hielt sie gegen die wärmende Kohlenlut, Lampenlicht fiel von rückwärts über ihre Schulter auf die Blätter des Buches. Es erstströmte einer Lampe, welche das Fräulein, dienstfertig aufspringend, mit samt dem Tischchen näher rückte — den Essell prüfend und ergebenst anfragend, ob es so hell genug sei.

„Danke!“ sagte Flore, „bitte, bemühen Sie sich nicht. Es ging auch ohnedem ganz gut.“

„Aber so doch besser. Ich werde die Gräfin nun aber nicht mehr stören.“

Sie zog sich einen Stuhl an das Tischchen und knisterte hörbar mit dem Seidenstoff, an dem sie nähte. Dabei prüfte sie, ob auch sie, auf diese Weise der Herrin im Rücken sitzend, Teil haben könnte an der vielleicht interessanten Lektüre. Dank der brillant hergestellten Beleuchtung, dank ihrer scharfen Augen, dank der ziemlich großen Schrift — es ging. So sah sie, die Arbeit in den Händen haltend, mit vorgeneigtem Halse da und fand ihre Mühe belohnt. Flore achtete nicht mehr auf sie — ihre Gedanken waren ganz im Banne der plötzlich wieder heraufbeschworenen Bilder aus ihrem Kindheitsparadiese.

6.

Tagebuch

von Florentine Isabelle von Tostky
ihr zu ihrem sechzehnten Geburtstage
geschenkt von
ihrer liebenden Tante Dorette von Massow.

Breslau, Marmelhaus, am 6. Mai 1855.

So ein Tagebuch anzufangen ist eine sehr schwierige Sache. Mit was soll man denn — Ich kann mir doch eigentlich nicht selbst erzählen, was ich schon weiß. Als wäre ich eine meiner Cousinen in Berlin, mit denen ich Briefe zu wechseln pflege. Aber Tante sagt, es sei nun mal Mode, daß junge Mädchen Tagebücher führen, „um ihre Empfindungen niederzulegen“. In ihrer Jugend vor vierzig Jahren sei das noch viel mehr Mode gewesen — aber die jetzige moderne Jugend sei materiell und urpoetisch. Das ist wohl möglich. Ich habe öfter diese wunderschön eingebundene Buch mit der silbergeprägten Aufschrift immer nur von außen angesehen, weil ich mir so albern vorkam, sowie ich mir selbst darin erzählen wollte, wer ich sei und was ich denke. Da kam mir heute Fritz zu Hilfe: „Das ist aber doch ganz einfach, Florentine, Du schreibst doch gar nicht für Dich, sondern!“ — hier zog er mit dem Arm einen weiten Bogen — „für Deine Kinder und Kindeskinder!“

Ich sah mich unwillkürlich auch in weitem Bogen um, denn mir war, als müßte bereits hinter mir eine ganze Reihe menschlicher Wesen aufmarschiert sein von der Kleinheit meines Vau-mens bis zur Höhe des Torpöstens. Ich muß recht bumm ausgefallen haben, denn Fritz begann zu lachen. Aber plötzlich begriff ich, was er meinte. Natürlich, man wird einmal ein altes Großmütterchen und hat Kinder und Enkel, die aus Großmamas Jugendzeit hören wollen. —

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Die Welt ist ein Spiegel, aus dem jedem sein eigenes Gesicht entgegenblickt. Wirt einen mürrischen Blick hinein, und es wird dir ein finsternes Gesicht erscheinen: lache sie an, und lache mit ihr, und sie ist dir ein lustiger, guimütiger Gelächter.

Chackerau.

Das Modell.

Novelle von Lother Brenkendorf.

(Nachdem verlesen.)

In dem kahlen, nur mit den notwendigsten Möbeln ausgestatteten Atelier, das eigentlich nichts Besseres war als eine zur Künstlerwerkstatt zurechtgestutzte Bodenkammer, ging Wolfgang Herbold nun schon seit einer guten halben Stunde ruhelos auf und nieder. Er hatte den Malerkittel so fest um die schlanke Gestalt gezogen, als wollte er sich damit gegen ein Frösteln schützen, und doch war es hier oben unter dem Dache beinahe unangenehm warm an diesem schönen Sommertage. In strahlender Bläue lachte der wolkenlose Himmel durch das große Fenster und mit lustigem Gezitscher schossen Pfeilschnellen Fluges die gefiederten Freunde des jungen Künstlers, die behenden Schwalben, die er sonst so gern beobachtete, daran vorüber. Heute aber hatte Wolfgang Herbold ihrer nicht acht. Wenn er den düsteren Blick einmal hob, so geschah es sicherlich nur, um ihn auf dem großen Gemälde ruhen zu lassen, das, auf eine große Staffelei gestellt, beinahe die ganze Länge des Raumes einnahm. Und dann zuckte es jedesmal so schmerzhaft um seine Lippen, wie wenn er dem Weinen nahe wäre.

Dies Bild — welche Zukunftshoffnungen, wieviele schöne, sonnige Träume waren für ihn damit verknüpft! Es hatte ihm einen Namen machen, hatte ihm einen Platz unter den ersten Künstlern seiner Zeit erkämpfen sollen. Und das alles sollten nun Luftschlösser — törichte, kindische Phantastereien gewesen sein! Es sollte ihm mit diesem da so gehen wie mit all seinen Vorgängern: mit Lust und Freude machte er sich an die Arbeit, die in ihren Anfängen das schönste Gelingen versprach — und dann verlor er die Kraft, die Arbeitskraft und auch die Arbeitsfreudigkeit! Als sich jener Nervenzustand, den er so wohl kannte und so entsetzlich fürchtete, auch bei diesem Gemälde wieder eingestellt hatte, da hatte er sich vielleicht verzweifelter dagegen gestraubt denn je zuvor. Aber alles Kämpfen war nutzlos gewesen, er war unterlegen, wie er noch immer unterlegen war. Immer widerwilliger, immer freudloser war er an die Arbeit gegangen, und nun hatte er eigentlich schon seit Wochen so gut wie nichts mehr an dem Gemälde getan.

Ja, schon seit Wochen. Und merkwürdigerweise wußte er sogar den Tag zu sagen, von dem an sich dieser seltsame Umschwung vollzogen — erst langsam und kaum merklich, dann aber rasch wie eine im Stürzen anwachsende Lawine. Und von heute ab — das fühlte er — würde er keinen Pinselstrich mehr an dem Bilde tun können.

Es fehlte ja eigentlich nicht mehr gar so viel daran. Das Landschaftliche war fertig wie die weiblichen Gestalten, die als Nymphen und Waldgeister die holde Göttin des Frühlings huldigend umgaben. Aber diese Versinnlichung des Frühlings, sie war von ihrer Vollendung noch immer weit entfernt. Und er wußte, daß sie niemals zur Vollendung gelangen würde.

Er dachte daran, wie alles gekommen war. Seine letzten Mittel, die Einnahme aus etwa zwanzig Bildern, die er „im Ramsch“ an einen Händler verschleudert, hatte er an die Vollendung dieses Werkes wenden wollen. In rastloser Arbeit hatte er nach den früher entworfenen Skizzen die Landschaft fertiggestellt und die Nebenfiguren geschaffen. Obwohl er sich während dieser Zeit nach Möglichkeit eingeschränkt und gar oft selbst auf die Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse verzichtet hatte, war doch der größte Teil seiner Barschaft schon in den ersten Wochen darauf gegangen. Nur bei äußerstem Fleiß hatte er hoffen dürfen, das Bild zu vollenden, bevor auch der letzte Groschen dahin war. Er hatte sich nach einem Modell für den Frühling umgesehen, denn von dem Gelingen dieser Gestalt war ja in erster Linie die Wirkung des Gemäldes abhän-

Aber er hatte unter den weiblichen Wesen, die sich anboten, kein für seine Zwecke geeignetes gefunden. Und schon war er in heller Verzweiflung gewesen, als ihn eines Tages die Frau des Hausverwalters durch die Mitteilung überrascht hatte, daß ihre Nichte bereit wäre, ihm, falls er sie brauchen könne, als Modell zu dienen. „Natürlich nur für den Kopf!“ wie sie ausdrücklich hinzugefügt hatte. Und obwohl er sich von dieser Nichte, die er nie gesehen, nicht eben viel versprochen hatte, war Wolfgang doch einverstanden gewesen, sie sich auf ihre Brauchbarkeit hin anzusehen.

In dem Augenblick ihres Eintritts aber hatte er gewußt, daß er niemals ein holdseligeres, bezaubernderes Modell für seine Frühlingsgöttin finden würde als es Fräulein Luch Fröhlich war. Sie war anfangs sehr scheu und zurückhaltend gewesen, und auch er hatte sich merkwürdig besangen und verlegen gefühlt. Sie war schließlich gegangen, ohne daß sie nur etwas Bestimmtes verabredet hätten; und er hatte sich genötigt gesehen, sich darüber mit der ehrsamten Hausverwaltersgattin auseinanderzusetzen.

Natürlich hatte er auch von der Bezahlung gesprochen. Da war die Frau wieder merkwürdig verlegen geworden, und sie hatte ihm erklärt, ihre Nichte habe das eigentlich gar nicht nötig. Ihre Eltern seien nicht arm, und sie würde die Bezahlung gewissermaßen nur als Taschengeld betrachten. Er solle also selbst die Höhe des Honorars bestimmen.

Sie waren rasch einig geworden, und von nun an kam Fräulein Luch Fröhlich an jedem Tag. Anfangs hatte sich ihre Tante wohl zuweilen zu ihnen gesetzt; schließlich aber war sie im Vertrauen auf die Anständigkeit und Ritterlichkeit des jungen Malers ganz allein gekommen — und sie hatte es ruhig wagen können. Denn niemals hatte sie Wolfgang Herbold mit einem Wort oder auch nur mit einem Blick beleidigt. Mit verdoppeltem Eifer hatte er sich an die Arbeit gemacht, und diesmal glaubte er ganz sicher zu sein, daß sich jene abscheuliche Arbeitsunlust und wohl auch Mutlosigkeit nicht wieder einstellen würde.

Da war eines Tages sein bester Jugendfreund zu ihm gekommen, der sich in bitterster Not befand. Nur seine Hilfe konnte ihn noch retten; und Wolfgang hatte nicht gezögert, ihm zwei Drittel des Geldes zu geben, das er noch besaß. Es blieb ihm gerade noch soviel, daß er einige Wochen davon leben konnte; und er hoffte auch, bis dahin sein Bild fertig stellen zu können. Hatte er sich doch niemals so fähig und so voll freudigen Mutes gefühlt wie gerade jetzt! Woher diese Freude kam, das hatte er sich freilich noch nicht gefragt. Aber daß sie sich am stärksten einstellte, wenn Fräulein Luch Fröhlich ihm gegenüber saß, wenn er in ihre leuchtenden, klaren Augen sehen konnte und ihre klangvolle, weiche Stimme hörte — das war gewiß. Sie plauderten ziemlich viel miteinander, wenn sie da bei ihm war im Atelier. Und der junge Maler konnte sich gar nicht genug wundern über ihr reiches Wissen und ihre klugen, verständigen Ansichten. Für die Nichte einer Hausverwalterin wußte sie jedenfalls erstaunlich viel; und er hatte sie denn auch von vornherein nicht wie sein Modell, sondern wie eine Gleichstehende behandelt.

Nach langem inneren Kampfe war er an jenem Tage hinuntergegangen, um mit der Hausverwalterin zu sprechen. Er hatte ihr gesagt, daß er plötzlich eine größere Ausgabe habe machen müssen und daß er augenblicklich sehr knapp mit seinen Geldmitteln daran sei. Sie solle doch Fräulein Fröhlich fragen, ob es ihr nicht möglich wäre, für den Augenblick auf eine Bezahlung zu verzichten — das heißt, ihm zu gestatten, ihr den kleinen Betrag schuldig zu bleiben, bis er sein Bild fertiggestellt und aus dem Verkauf neue Mittel gelöst hätte.

Die Frau hatte ihm versprochen, ihrer Nichte diese Bestellung auszurichten. Aber sie hatte sich dann nicht wieder bei ihm sehen lassen. Wie alle Tage war Luch gekommen, und auch sie hatte mit keinem Wort über die Sache gesprochen. Immer einsilbiger und stiller war er bei der Arbeit geworden, und am Ende der Woche hatte er ihr ein Kuvert mit der pälligen Wage hingelegt, wie er es auch vorher stets getan. Und wie vorher hatte sie es mit leisem Danke genommen.

Es war ja eigentlich töricht, daß es ihm so weh getan, und sicherlich ganz unberechtigt. Er hatte nun freilich nur noch einmal wöchentlich zu Mittaa essen

können, aber es war gewiß nicht das, was ihm am Herzen nagte. Mit einem Male war jener schreckliche Zustand wieder über ihn gekommen — in den ganzen letzten Wochen hatte er kaum etwas an dem Bilde tun können, und heute hatte er gerade noch soviel, um Fräulein Fröhlich zu bezahlen. Er würde ihr sagen müssen, daß sie nicht mehr zu kommen brauchte — aber das Herz war ihm zum Brechen schwer bei diesem Gedanken, und er wünschte sehnlichst, es möge sich doch ein Wunder ereignen, dieses Ende zu verhindern.

Da fuhr er plötzlich empor und suchte seinem Gesicht einen ruhigen Ausdruck zu geben. Er hatte ihren leichten Schritt auf der Treppe vernommen, und gleich darauf trat sie nach leisem Klopfen über die Schwelle.

Höflich wie immer begrüßte er sie, und zum Schein forderte er sie auch auf, den gewohnten Platz einzunehmen. Während er auf der Palette ein paar Farben verrieb, hing sein Blick unverwandt an ihrem Köpfchen. So hinreißend lieblich wie heute war sie ihm noch kaum je erschienen, es war ihm, als wäre mit ihr der Sonnenschein selbst in das Atelier gekommen. So leuchtend wie die Sonne war ja ihr rotgoldenes Haar, so klar und tief wie der Sommerhimmel ihre blauen Augen. In ihrer Jugendfrische und Jugendlieblichkeit war sie die Verkörperung des Frühlings, wie er sie sich geträumt hatte. Und wenn er sie so, wie sie war, auf die Leinwand hätte bringen können — sein Bild wäre ein Meisterwerk geworden, dessen war er gewiß.

Sie wechselten nur ein paar Worte während der halben Stunde, in der Wolfgang Herold eigentlich gar nichts tat. Dann aber hielt er es nicht mehr aus. Hastig legte er die Pinsel zur Seite, und während er düster auf das Bild blickte, sagte er müde:

„Wir werden in der nächsten Zeit etwas aussehen müssen, liebes Fräulein! Ich kann — ich habe etwas anderes zu arbeiten.“

Eine kleine Weile blieb es still im Atelier, dann hörte er ihre weiche Stimme sagen:

„Wollten Sie das Gemälde nicht bis zur Eröffnung der Ausstellung fertig haben, Herr Herold? Ich habe Sie stets so verstanden.“

„Ja, ich hatte ursprünglich wohl die Absicht! Aber es hat sich eben alles geändert. Ich habe keine Zeit mehr, an dem Bilde zu arbeiten. Und ich habe überdies die Lust dazu verloren.“

Er hörte, wie sie sich von ihrem Stuhl erhob, und er glaubte, sie würde sich nun zum Ausbruch rüsten. Aber es wurde von neuem still. Da wandte er sich langsam nach ihr um.

Eine reizende Verlegenheit spiegelte sich deutlich auf ihrem Gesicht, während sie zögernd sagte:

„Wir werden uns also wohl in der nächsten Zeit nicht wiedersehen, Herr Herold. Da hätte ich eine — Bitte an Sie. Wollen Sie mir einen Wunsch erfüllen, den ich noch nicht ausgesprochen hätte, wenn Sie mich nicht — fortgeschickt hätten?“

Es sah ihm etwas in der Kehle, und er mußte sich räuspern, ehe er ihr antworten konnte. Aber auch dann noch klang seine Stimme rau.

„Der Wunsch ist erfüllt, ehe er ausgesprochen ist. Was aber um alles in der Welt können Sie sich von mir wünschen?“

Es kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, wie beleidigend unhöflich sein Benehmen war. Sie aber sagte mit einem kleinen Lächeln:

„Sie haben da noch ein kleines Bild, Herr Herold, das Sie, wie Sie mir sagten, dem Händler nicht hatten geben wollen, weil es Ihnen lieb sei. Wollen Sie es auch mir nicht verkaufen?“

Er neigte sich plötzlich ein wenig vor und ein ganz eigener Ausdruck lag in dem Blick, mit dem er sie ansah.

„Und der Kaufpreis?“ fragte er atemlos. „Wissen Sie auch, daß das Bild sehr teuer ist, Fräulein Lucy?“

Sie wurde ein wenig rot, und ihre junge Brust hob und senkte sich stürmisch.

„Ich — ich habe freilich nur hundertfünfzig Mark!“ sagte sie leise. „Wenn das nicht genügt —“

Da sah er mit einem Male, wie blau draußen der Himmel war und wie golden die Sonne lachte. Es klang und sang in seiner Brust wie von Geigen und Hochzeitsflöten und ein fröhliches Leuchten kam in seine Augen. Aber er blieb scheinbar ganz ruhig und ernst.

„Hundertfünfzig Mark!“ wiederholte er trocken. „Das wäre ja so ungefähr, was ich Ihnen gegeben. Aber es ist mir doch noch nicht genug, Fräulein Lucy.“

Mit einem ungewissen, scheuen Blick sah sie ihn an. Und das liebliche Rot auf ihren Wangen vertiefte sich noch.

„Aber ich kann Ihnen doch nicht mehr geben,“ flüsterte sie. „Und ich hätte das Bild so gern.“

„Doch — Sie können mir mehr geben — viel mehr!“ sagte er. „Und ich fordere unerbittlich einen hohen Preis. Wissen Sie, was Sie mir geben sollen, Fräulein Lucy? — Ihr Herz — Ihre Liebe — und Ihre Hand!“

Wie es gekommen, daß er sie plötzlich in seinen Armen hielt, daß sie sich küßten, wie nur zwei junge, glückselige Menschenkinder einander küssen können — das wußten sie beide nicht zu sagen. Wolfgang Herold aber glaubt nun doch, daß der „Frühling“ noch fertig werden und daß es das beste Werk sein werde, das er zu schaffen vermöchte.



Humor.

Verschiedene Auffassung. In der Geographie-Stunde bemerkte der Lehrer, daß einer seiner Schüler eine große Orange aus der Tasche zog und eifrig zu verzehren begann. „Willst du mal machen, daß die Orange wegkommt!“ rief er ihm zornig zu. „Ja, Herr Lehrer,“ versetzte der Junge, „ich eile mich ja schon, aber schneller geht's wirklich nicht!“



Die größte Postmarke, die je ausgegeben worden ist, war eine fünf-Cent-Marke der Vereinigten Staaten, die für Zeitungspakete bestimmt war; sie war vier zu zwei Zoll groß. Die kleinste Postmarke dagegen dürfte eine 25-Pfennig-Marke von Mecklenburg-Schwerin sein, die im Jahre 1856 ausgegeben wurde und kaum ein Viertel der Größe einer gewöhnlichen Postmarke hatte. Man hat berechnet, daß etwa 13 000 verschiedene Sorten von Briefmarken in den verschiedenen Ländern der Erde ausgegeben worden sind.

Kinderbibliotheken auf dem Dach. In Amerika gibt es zahlreiche Bibliotheken für Kinder, die sich eines regen Zuspruchs erfreuen. Um den Kleinen nun möglichst gesunde und lustige Leseräume zu schaffen, sind in New-York auf den Dächern mehrerer Bibliotheken Besele einrichtet worden, die ganz behaglich ausgestattet sind. Hier kann man in den Nachmittagsstunden jeden Tag vierzig bis fünfzig Kinder antreffen, die in freier Luft ihre Lieblingsbücher lesen.

Auflösung des Rebuss aus voriger Nummer:

Der Himmel hilft denen, die sich selber helfen.

Vexirbild.



Wo ist seine Frau?